

Zur Aktualität von Eigenarbeit und Offenen Werkstätten.

Rückblick und Ausblick

Vortrag auf dem Netzwerktreffen Offene Werkstätten, München 20.-22.3.2009

Von Andrea Baier

Als die anstiftung in den 1980er Jahren das Haus der Eigenarbeit konzipierte, war die gesellschaftliche Debatte um die Zukunft der Arbeit in vollem Gange. André Gorz hatte mit seinem Buch »Abschied vom Proletariat« eine Auseinandersetzung eröffnet, die in den folgenden Jahren zu den verschiedensten Konzepten und gesellschaftlichen Visionen führte.¹

Dass »der Industriegesellschaft die Arbeit ausgeht«, dass das Erwerbsarbeitszeitvolumen insgesamt eher abnimmt als zunimmt, wurde dabei nicht nur mit Bestürzung zur Kenntnis genommen, sondern durchaus auch als Chance begrüßt. Die industrielle Produktion, paradigmatisch das Fließband, hatte die Lohnarbeit immer weiter zerstückelt und zu einer zutiefst entfremdeten Angelegenheit gemacht. Sie kann das Bedürfnis des Menschen, seine Umwelt zu gestalten und schöpferisch tätig zu sein, nicht befriedigen. Mit der Industrialisierung verschwindet die kreative Arbeit aus der Erwerbsarbeit und »überwintert« in der Kunst.

Wenn die Lohnarbeit zurückgeht, entsteht Raum für andere, attraktivere und / oder nützlichere Formen von Arbeit, für Hausarbeit, Eigenarbeit, Bürgerarbeit, Nachbarschaftshilfe. Insbesondere Eigenarbeit erschien dabei als das Gegenteil von Erwerbsarbeit: als frei, nicht-entfremdet, selbstbestimmt. Schon damals befürchteten einige an der Diskussion Beteiligte, dass der Rückgang der Erwerbsarbeitszeit auch Einkommensverluste mit sich bringen würde. Frithjof Bergmann², dem »Erfinder« von »new work«, ging es gleichermaßen darum, Möglichkeiten zu ersinnen, wie man ein sinkendes Lohn-einkommen ausgleichen könnte wie darum, die dann im Überfluss zur Verfügung stehende Zeit sinnvoll zu verbringen. Vor allem aber war mit dem Plädoyer für mehr Eigenarbeit das Versprechen verbunden, dass man so (wieder) mehr Kontrolle über die eigenen Lebensverhältnisse gewinnen könnte.

In den Jahrzehnten zuvor waren die Bereiche, die außerhalb des kapitalistischen Marktzugriffs liegen, sukzessive geschrumpft. Fast alles, was man unmittelbar zum Leben, im Alltag braucht, ist zur Ware geworden. In immer mehr Lebensbereichen sind die Individuen immer ausschließlicher als KonsumentInnen angesprochen, z. B. auch im Bereich Freizeit und Kommunikation, Gesundheit und Pflege. Damit werden zugleich immer mehr Domänen der »ethisch-menschlichen Selbstbestimmung« entzogen. Es existieren kaum noch Möglichkeiten, im Zweifel das Lebensnotwendige selbst zu produzieren, die wenigsten Menschen haben Zugang zu einem Garten oder zu einer Werkstatt oder zu Vorrats- und Verarbeitungsräumen. Im Bereich Wasser, Heizung, Energie für den Herd, überall herrscht »Fremdversorgung«.

Das sei im Grunde ein unwürdiger Zustand, urteilen die verschiedenen DiskutantInnen, z. B. Ivan Illich, z. B. Christine und Ernst von Weizäcker.³ Eigenarbeit könnte hier Abhilfe schaffen und wieder zu mehr Autonomie in der Lebensführung führen. Menschen (oder Menschengruppen), die sich zeitweise bzw. teilweise unabhängig von Arbeitsplätzen »über Wasser« halten können, sind, so Weizäcker & Weizäcker, im Vorteil gegenüber denen, die diese Möglichkeit nicht haben. Eigenarbeit und Selbsthilfe könnten dazu beitragen, den »unbefriedigenden« Zustand latenter Erpressbarkeit zu be-

¹ Gorz, Andre (1980), Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus, Frankfurt/M.: EVA

² Bergmann, Frithjof (1984), Neue Arbeit, Neue Kultur, Freiamt: Arbor Verlag

³ Illich, Ivan (1982), Vom Recht auf Gemeinheit, Reinbek: Rowohlt

Weizäcker, Christine, von/ Weizäcker, Ernst, von (1979), Eigenarbeit in einer dualen Wirtschaft, in: Huber, Joseph (Hg.): Anders arbeiten – anders wirtschaften. Dual-Wirtschaft: Nicht jede Arbeit muss ein Job sein, Frankfurt/M.: Fischer, S.91-103

enden. Subsistenzsicherung, Erholung, sozialer Zusammenhalt seien Bedürfnisse, die durch vermehrte Eigenarbeit befriedigt werden können. Auch bei Hausbau- und bei Renovierungsarbeiten könnte Terrain für die Eigenarbeit zurückgewonnen werden, oder im Energiebereich, oder im Bereich Gesundheit und Bildung. Die Erlaubnis zu Selbstversorgung, Selbsthilfe und Eigenarbeit begreifen Weizäcker & Weizäcker insofern als eine Art Grundrecht, das sie gerne verfassungsmäßig verankert sähen.

Es geht es bei der Eigenarbeit einerseits um größere Autonomie/ Unabhängigkeit/ Selbstbestimmung durch Selbstversorgung (durch Eigenarbeit), andererseits um die Möglichkeit zu Selbstverwirklichung und Kreativität durch Arbeit, die nicht dem Lebensunterhalt dienen muss. Der Eigenarbeitsbegriff changiert, je nach Interpretation zwischen Freiheit und Notwendigkeit. Für Andre Gorz gehörten die notwendigen Arbeiten im Bereich des Haushalts nicht zur Eigenarbeit, Christine und Ernst Weizäcker zählen sie dazu. In der Konzeption vom HEi ist von »nützlichen und schönen Dingen für den eigenen Gebrauch« die Rede.

Verbunden ist das Votum für die Eigenarbeit außerdem mit der Überzeugung oder der Hoffnung, dass sich so allmählich im wirtschaftlichen Bereich andere Leitbilder, andere gesellschaftlichen Werte etablieren und der fatalen Wachstumslogik einer kapitalistischen Wirtschaftsordnung entgegenwirken könnten. Weiter auf Industrie, Wachstum und Massenkonsum zu setzen, schien sich mehr und mehr als ökologischer Selbstmord zu erweisen, die westliche Lebensweise ist auf die Dauer nicht tragfähig, es müssen neue Vorstellungen von einem »Guten Leben«, neue Wohlstandsmodelle entwickelt werden. Eigenarbeit stellte sich als Möglichkeit dar, ganz praktisch und konkret mit der Entwicklung eines anderen Lebensstils zu beginnen, indem man den Konsum industriell gefertigter Produkte reduziert und stattdessen mehr selber macht. Der Kauf von immer mehr Waren könnte uninteressanter werden, wenn die Individuen über mehr Autonomie in ihrer Lebensführung verfügen.

Soweit, kurz skizziert, zu den philosophischen und zeitgeschichtlichen Hintergründen –schwindende Arbeitsplätze/ Vermarktlichung aller Lebensbereiche/ ökologische Folgekosten einer an Wachstum orientierten Wirtschaft und Gesellschaft –, die zu Entwicklung und Aufbau des HEi führten.

Einen *öffentlichen* Ort für Eigenarbeit zu schaffen, schien aus mehreren politischen und pragmatischen Gründen opportun. Ein eigenes Haus verleiht der Eigenarbeit eine andere Sichtbarkeit. Außerdem können hier neue – nämlich gemeinschaftliche – Formen von Eigenarbeit entwickelt werden. Ein Haus ist auch ein direkter Beitrag zur Stadtteilgestaltung. »Das HEi ist ein Platz wie der öffentliche Dorfbrunnen«⁴, wo Austausch und Kommunikation stattfinden. Ein eigenes Haus schien nicht zuletzt auch deshalb notwendig, weil die einzelnen Haushalte über viele für Eigenarbeit nötige Voraussetzungen inzwischen nicht mehr verfügen, angefangen von den baulichen Gegebenheiten bis hin zu verloren gegangenen Fähigkeiten und Fertigkeiten. Das HEi ersetzt den Keller und die Werkstatt im Haus, es ist ein »Wohnungsergänzungsraum«, ein moderner Ersatz für die Dorfschreinerei, wo man sich trifft, fachsimpelt, lebt, sich selber hilft, MitstreiterInnen für seine Anliegen und Projekte findet, eine Ressource, eine Art moderne Allmende, die ein unabhängigeres Leben ermöglicht. Es schafft als Ausstattung des Viertels eine gewisse Subsistenzsicherheit.

Die NutzerInnen des HEi haben den ideologischen Hintergrund des Projekts und die Bedeutung einer zunehmenden Selbstversorgungskompetenz für das individuelle wie gesellschaftliche Leben natürlich nicht immer im Auge. Man liest ja auch nicht erst einmal alle Papiere, bevor man in die Werkstatt geht. Dass Eigenarbeit einen Gewinn an Kompetenz und Autonomie bedeutet und dass sie eine spezifische Befriedigung mit sich bringt, dass es erholsam ist, sich in Räumen aufzuhalten, in denen kein Konsumzwang herrscht und die modernen Zeitregime außer Kraft gesetzt sind, war trotzdem für viele unmittelbar spürbar, und dass gemeinschaftliche Eigenarbeit gewisse Vorteile gegenüber privater Eigenarbeit mit sich bringt, ebenfalls.

⁴ So fasste eine Nutzerin des HEi die Bedeutung des Hauses einmal zusammen.

Das Haus der Eigenarbeit traf mit seinem Angebot ohnehin eine verbreitete Gefühls- oder Bedarfslage, es war nicht der einzige Ort, an dem Offene Werkstätten entstanden. Autonomie war in den 1980er Jahren innerhalb der Neuen Sozialen Bewegungen allgemein ein wichtiges Stichwort. Unabhängig von der Anstiftung (bzw. ohne den einen expliziten Anspruch, mit Offenen Werkstätten und der Förderung von Eigenarbeit auch gesellschaftsverändernd wirken zu wollen) wurden in den 1970er und 1980er Jahren in der Bundesrepublik viele Offene Werkstätten in selbstverwalteten Jugend-, Bürger- soziokulturellen Zentren eingerichtet. Sie waren meist klein, auf ein oder zwei Gewerke beschränkt, manchmal (wie in Hamburg in der Motte oder in der Honigfabrik und in Nürnberg im ehemaligen Komm) auch größer, sie wurden vielfach ehrenamtlich betrieben. Meistens stand hier der Selbsthilfegedanke im Vordergrund. D. h. sie dienten der Autonomie des jeweiligen Hauses, wenn etwas umzubauen, auszubauen, zu reparieren war, wollte man es selber tun können. Aber sie sollten auch Leuten ohne eigene Werkstatt Zugang zum Selbermachen, zur Eigenarbeit ermöglichen. Vielfach wird die Werkstatt von einer Gruppe versierter HandwerkerInnen ehrenamtlich betreut, die den Schlüssel hat, bei Bedarf ausleiht und unter Umständen auch Unterstützung von Ungeübten anbietet.⁵ Im Zuge der Neuen Frauenbewegung interessierten sich insbesondere auch Frauen für die Nutzung solcher offenen Werkstätten, um sich die Fähigkeiten anzueignen, die bis dahin der Jungensozialisation vorbehalten waren. Als in Bielefeld ein Frauenkulturzentrum eröffnet wurde, war es nicht nur eine Frage des Geldes, keine Handwerker mit den Renovierungsarbeiten zu beauftragen. Es ging darum, auszuprobieren, ob Frau es auch alleine kann.

Auch hier war die Eigenarbeit tendenziell mit einer konsumkritischen Haltung verbunden. Dinge selber zu machen, Dinge selber reparieren zu können, bedeutete, weniger kaufen zu müssen, weniger Ressourcen zu verbrauchen, weniger ökologischen Schaden anzurichten. Kurz, in den Neuen Sozialen Bewegungen renovierte man selbst, und das Image der Eigenarbeit war positiv, sie galt – auch ohne theoretische Begründung – als selbstbestimmte Arbeit im Unterschied zur fremdbestimmten Erwerbsarbeit.

Dabei beschränkte sich das Autonomiestreben nicht nur auf die erwerbsarbeitsfreie Zeit, selber Arbeitsplätze zu schaffen, selbstbestimmte, nicht-hierarchische Arbeit in selbstverwalteten Projekten oder Betrieben, war ein anderes Gebot der Stunde. Es wurde zwar heftig diskutiert, ob die Orientierung am Markt bzw. die Annahme von »Staatsgeldern« die hehren Ziele in Gefahr bringen könnte, nichtsdestotrotz wurden hier Ansätze einer alternativen Ökonomie geschaffen, auf die die TheoretikerInnen der Arbeitsdebatte auch durchaus Bezug nahmen. Es wurde fröhlich experimentiert. StudentInnen studierten lange und gründlich und betätigten sich politisch. Und es war auch eine produktive Zeit: Es entstanden selbstverwaltete Projekte, selbstverwaltete Betriebe, es gründeten sich freie Theater, alternative Kinos etc. Es ging um die Erfindung neuer Formen des Zusammenlebens, des Zusammenarbeitens, die nicht von materiellem Überfluss, sondern von Begegnung und dem miteinander Tätig-sein geprägt sein sollten. Leute zogen aufs Land, »weil man da mehr machen kann«, weil man sich in der Stadt in seinen Möglichkeiten eingeschränkt sah. Und im Grunde genommen ging es unterschwellig immer um dieses Thema, wie viel Autonomie man in der Gestaltung der eigenen Lebensbedingungen erlangen kann, wie es über Eigenarbeit gelingen kann, über die eigenen Lebensumstände zu bestimmen. Viele PraktikerInnen haben sich dabei explizit auf die laufenden Debatten bezogen, andere nicht.

Das Haus der Eigenarbeit war also eingebettet in eine ganze Landschaft von Projekten und Experimenten landesweit. Während die Offenen Werkstätten in den Jugend- und Bürgerzentren aber auf die eigene Klientel beschränkt blieben, ging es im HEi um den Ehrgeiz, allen Bevölkerungsschichten den Zugang zu handwerklicher Betätigung wie kultureller und sozialer Eigenarbeit zu ermöglichen. Unterschiedlich war auch die Gewichtung, die Offene Werkstatt war im Allgemeinen ein Angebot unter anderem im Haus, im HEi war sie die Hauptsache und in der Ausstattung vergleichsweise luxuriös, mit professionellen Maschinen und professioneller Beratung.

⁵ In der Jugendarbeit spielten Werkstätten sehr jeher eine gewisse Rolle.

In der Nachfolge des HEi entstanden andernorts andere, ähnliche Initiativen, z. B. das Kreativzentrum in Wolfen, das Kempodium in Kempten, das Werkstattthaus in Tübingen. Aber das Konzept hat sich nicht in der Form vervielfacht, wie es den InitiatorInnen einst vorschwebte, weil die Idee eigentlich zwingend schien. Das liegt zum einen daran, dass der Betrieb solcher Häuser teuer ist und sie sich nicht selber tragen (können). Die Politik war bislang nicht zu überzeugen, dass eigentlich jeder Stadtteil ein solches Haus braucht. Was so erstaunlich nicht ist, die Eigenversorgungskompetenzen seiner BürgerInnen zu stärken, liegt nicht unbedingt im Interesse eines Staates. PolitikerInnen kommen deshalb meist nur dann auf Selbstversorgung und bürgerschaftliches Engagement zurück, wenn es gar nicht mehr anders geht bzw. die sozialen Friktionen zu groß zu werden drohen. Dann kann sogar ein CDU-Ministerpräsident auf die Idee kommen, dass man den Lohnarbeitslosen und Ausgeschlossenen am besten Land zur Verfügung stellt (wie Biedenkopf in Sachsen). Sofern Offene Werkstätten gefördert werden, geschieht das im Hinblick auf andere Aspekte, nicht die Förderung der Eigenarbeit ist Grund für die Zuschüsse, sondern z. B. die Qualifizierung von Langzeitarbeitslosen, die Berufsorientierung von sozial benachteiligten Jugendlichen, die Förderung des Gesundheitsverhaltens von Schulkindern etc.

Zum anderen hat Erwerbsarbeit nicht den erwarteten Bedeutungsverlust erlitten, im Gegenteil. Mit dem Abbau des Sozialstaates, der für weite Teile der Bevölkerung, wenn nicht den sozialen Abstieg, so doch die Angst vor dem sozialen Abstieg bedeutet, scheint die Erwerbsarbeit eher noch kostbarer geworden zu sein. Sie ist mehr denn je die einzige Möglichkeit, den Lebensunterhalt zu sichern. Dass sie fremdbestimmt ist, scheint dann nicht mehr das Problem, außerdem haben sich in manchen Sparten Veränderungen in der Erwerbsarbeit ereignet, die sie vielen wieder attraktiv(er) erscheinen lässt. Der »neue Geist des Kapitalismus«⁶ hat die sogenannte »Künstlerkritik« (dass Erwerbsarbeit geisttötend und unkreativ sei) aufgenommen und zu wenden gewusst. Heutige ArbeitnehmerInnen können nicht nur, sondern *müssen* kreativ, selbstverantwortlich und im Team arbeiten. Die Erwerbsgesellschaft befindet sich angesichts von Globalisierung und Digitalisierung im Wandel: »Kreativität und Erfindungsreichtum sind mittlerweile zu Kardinaltugenden geworden und nicht mehr nur Künstlern und ihren Reservaten vorbehalten« (Röbke 2000: 13)⁷.

Den Hintergrund für die oben geschilderten Experimente in Sachen alternative Ökonomie und Lebensführung bildete eben doch der Sozialstaat. Dessen Existenz schien nicht infrage zu stehen. Wenn es keine Lohnarbeit mehr gäbe, müsste es andere Tätigkeitsformen und Einkommensmöglichkeiten geben, so die allgemeine Überzeugung. Und so waren die Aktivitäten von einem bemerkenswerten Optimismus beflügelt. Tatsächlich bekamen die, die keine festen Stellen bekamen, zunächst ABM-Stellen, Fortbildungen, Umschulungen und Projektmittel. Zwar warnten damals schon kritische Stimmen, dass der Abschied vom Proletariat nicht den Anbruch des Reichs der Freiheit bedeuten müsste, dass in anderen Weltgegenden längst in zwangs- statt in lohnarbeitsähnlichen Verhältnissen geschuftet wurde, um das Überleben zu sichern, aber das tat der Euphorie keinen Abbruch.⁸

Mit der Globalisierung ist der sichere Rahmen, der all die alternativen Lebensentwürfe ermöglichte, abhanden gekommen. Teile der bürgerlichen Mitte drohen ins Prekariat abzustürzen. Viele, die ehemals mit ihrer Patchwork-Erwerbsbiographie gut über die Runden kamen, sind plötzlich in ernsthaften finanziellen Schwierigkeiten, weil ihre ökonomische Nische wegbricht, wenn dem Sozialamt neuerdings das Geld fehlt, die freiberufliche Familienhelferin weiterhin auf Honorarbasis zu beschäftigen (vgl. Bude 2008: 76ff)⁹. »Das Ende vom Traum einer gerechten Gesellschaft«, lautet der Untertitel des Buchs »Die Ausgeschlossenen« von Heinz Bude und bringt damit die gegenwärtige Stimmung gewissermaßen auf den Punkt.

⁶ Boltanski, Luc/ Chiapello, Éve (2003), Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz: UVK

⁷ Röbke, Thomas (2000), Kunst und Arbeit. Künstler zwischen Autonomie und sozialer Unsicherheit, Essen: Klartext Verlag

⁸ Vgl. zur Kritik dualwirtschaftlicher Ansätze: Claudia von Werlhof (1983), Der Proletarier ist tot – es lebe die Hausfrau! in Werlhof, Claudia von/Mies, Maria/Bennholdt-Thomsen, Veronika, Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek: Rowohlt

⁹ Bude, Heinz (2008), Die Ausgeschlossenen, München: Carl Hanser Verlag

Die Erwerbsarbeit ist nicht anders (gerechter) verteilt worden. Die Lohnarbeit hat sich diversifiziert. Es gibt weniger sichere, gut bezahlte Arbeitsplätze und stattdessen mehr Teilzeitarbeit, Leiharbeit, scheinselfständige Arbeit etc., ein Drittel der Gesellschaft gilt bereits als abgehängt. Manche Bereiche boomen, hier wird sehr viel gearbeitet und zum Teil sehr gut verdient, andere Bereiche sind gefährdet und bedienen sich der »untypischen« Beschäftigungsverhältnisse, die allerdings längst nicht mehr untypisch sind. Mit anderen Worten: Den einen kommt der (Lebens-)Unterhalt und den anderen die (Lebens-)Zeit abhanden.

Die Idee von der Entwicklung der Eigenarbeit ging aber explizit von einer dualen Wirtschaft aus, in der der Lebensunterhalt im Prinzip durch Erwerbsarbeit, durch Lohneskommen bzw. Lohnersatzeinkommen, gesichert wäre, während die Eigenarbeit mehr der Selbstverwirklichung dient. Die Erwerbsarbeit sollte gewissermaßen die Eigenarbeit subventionieren.

Inzwischen hat sich die Einschätzung bewahrheitet, dass den Menschen nicht die Arbeit ausgehen wird, sondern nur der Lohn für die Arbeit. Unter dem Druck der Verhältnisse – dass nämlich die »ArbeitnehmerInnen« über keine gute Verhandlungsposition mehr verfügen – hat sich die Arbeit überall verdichtet, während andererseits zum Teil erhebliche Lohnesbußen hinzunehmen waren. Viele müssen heutzutage unter dem Strich mehr lohnarbeiten, sogar die bescheidenen Arbeitszeitreduzierungen auf 37,5 Stunden werden zurückgenommen.

Kurz und gut (oder schlecht): Die gesellschaftliche Situation heute ist eine grundsätzlich andere als in den Anfangs- und Gründungsjahren von anstiftung und HEi. Was bedeutet das für die Förderung der Eigenarbeit bzw. von Offenen Werkstätten?

Hat sich die Eigenarbeit in dieser Form, haben sich Offene Werkstätten in einer Situation, wo die staatliche Sicherung abnimmt und die Lohnarbeit wieder als Methode der Wahl, den Lebensunterhalt zu sichern, gilt, auch wenn sie prekär ist, überlebt? Noch weiß man das nicht so genau. Subsistenz und Eigenarbeit könnten auch eine neue Renaissance erleben. Es gibt Anzeichen dafür. Bereits jetzt organisieren Menschen Gartenbau in der Stadt, Formen des gemeinschaftlichen und genossenschaftlichen Wohnens, des Tauschens (Tauschringe) und Kooperationen zwischen Stadt und Land (Erzeuger-Verbraucher-Initiativen), um ein Stück Selbstversorgung, ein Stück Kontrolle über die Subsistenz zu behalten. Und in Krisenzeiten kommen Menschen noch jedes Mal aufs Selbermachen zurück. Hier könnten Offene Werkstätten als Orte Öffentlicher Eigenarbeit zukünftig an Bedeutung gewinnen.

Auch jetzt werden die bestehenden Häuser durchaus genutzt, das HEi oder das Kempodium weisen hohe Besucherzahlen auf und erwirtschaften einen beträchtlichen Anteil ihrer Betriebskosten selbst. Sie haben sich als Stadtteil- bzw. regionales Zentrum ganz offensichtlich etabliert. Andere Häuser haben größere Schwierigkeiten mit ihrer Auslastung bzw. die Angebotsstruktur einer veränderten Nachfrage angepasst.

Gerade in den kleinen informellen Offenen Werkstätten ist die Nutzung inzwischen oft gering, obwohl sie ausgesprochen kostengünstig sind. Das liegt zum einen sicher daran, dass diese Werkstätten von außen oft gar nicht sichtbar sind und/oder als geschlossene Gesellschaft wahrgenommen werden, und zum anderen hängt die Betreibung solcher Werkstätten von ehrenamtlichem Engagement ab, und das lässt sich bekanntlich meist nur schwer über Jahrzehnte aufrechterhalten.

Teilweise erscheinen Offene Werkstätten aber auch für sich genommen nicht mehr so attraktiv, es braucht flankierende Maßnahmen wie Kurs- oder Kinderbetreuungsangebote. Ebenso verändern sich die Vorlieben der NutzerInnen, »Wer will heute schon noch tischlern«, heißt es, Eigenarbeit unterliegt Moden. Die Motive für Eigenarbeit haben sich vervielfältigt, es geht neben dem Interesse am kreativen Ausdruck oder Autonomiegewinn um Ausgleich zur beruflichen Arbeit, Selbsterfahrung,

künstlerische Ambitionen, um Begegnung und mehr als früher um Selbsta Ausdruck und Identitätspolitik.

Die bestehenden Häuser mit ihren Offenen Werkstätten haben sich entsprechend diversifiziert und auf die veränderten Bedürfnisse eingestellt. Hier findet nicht mehr nur Eigenarbeit, im Sinne »freier autonomer Tätigkeit für den eigenen Gebrauch« statt, sondern auch Betreuung, Bildung und anderes mehr. Gerhard Mutz meinte bereits vor einigen Jahren, dass durchaus zweifelhaft sei, ob es sich beim Haus der Eigenarbeit und verwandten Einrichtungen um »sozialwirtschaftliche(n) Arbeitsfelder(n) in der Logik eines Dritten Systems« oder »um sozialpädagogische Einrichtungen« oder um »subsistenzwirtschaftliche Ergänzungen zur Erwerbsarbeit« handelt – und ob in diesen Institutionen »Beratung, Vermittlung, Fortbildung, Erwerbsarbeit oder eben Eigenarbeit stattfindet« (Mutz 2002: 27).¹⁰

Ursprünglich, befindet Mutz, sollte es im Haus der Eigenarbeit um »entökonomisierte« Arbeit gehen, Eigenarbeit sollte befreit sein von der Notwendigkeit (der Subsistenz) einerseits und der Notwendigkeit des Geldverdienens andererseits. Er stellt eine Ökonomisierung des Arbeitens fest, wenn Eigenarbeit Einkommen schafft oder Geld spart: »... wenn Produkte der Eigenarbeit nicht nur gelegentlich, sondern regelmäßig und damit tendenziell gewerbsmäßig verkauft werden und somit durch Eigenarbeiten ein Einkommen erzielt wird« (ebd.).

Die Transformation von Eigenarbeit in eine Form der selbständigen Erwerbsarbeit wurde in den New Work-Zentren durchaus angestrebt, im Haus der Eigenarbeit wurden Konzepte der erwerbsförmigen Eigenarbeit eher abgelehnt und als Paradox verstanden. Ist also erwerbsförmige Eigenarbeit ein Widerspruch in sich? Mutz meint, dass eine ähnliche Problematik auch bei subsistenzwirtschaftlichen Eigenarbeiten auftritt: »... durch den Anbau oder die Herstellung von Produkten (wird) in erster Linie Geld gespart, nicht eine andere Sozialform des Arbeitens praktiziert – es setzt sich ein ökonomisches Motiv durch, nicht etwa ein neues Muster selbstbestimmten Arbeitens« (ebd.).¹¹

In der Folge unterscheidet er puristische Auffassungen von Eigenarbeit von solchen, die in ihrer Handlungspraxis nach Kompromissen suchen. Die einen ziehen »starre« Grenzen zur Erwerbsarbeit und betonen die emanzipatorische Funktion von Eigenarbeit, die anderen rekurren auf ihre Brückenfunktion, wenn Eigenarbeit zu einer regulären Beschäftigung führt oder Einkommen generiert.

In postmodernen Zeiten orientieren sich die meisten Menschen eher pragmatisch als ideologisch. Von den geladenen Gästen beziehen sich auch nur drei auf das Konzept Eigenarbeit.¹² Die anderen sprechen von der Förderung von Kreativität und Eigensinn, von handwerklichen Fähigkeiten und sozialem Miteinander. Das hat mit Eigenarbeit zu tun, insofern es auch hier um Selbstverwirklichung

¹⁰ Gerd Mutz (2002), Pluralisierung und Entgrenzung in der Erwerbsarbeit, im Bürgerengagement und in der Eigenarbeit, in: Arbeit, Heft 14, Jg. 11, S. 21-32

¹¹ »Auch in so genannten Tauschringen wird nicht »anders« gearbeitet, sondern aus einer gesellschaftskritischen Haltung heraus die Logik des Marktes suspendiert« (ebd.).

¹² Die Teilnehmer des Netzwerktreffens:

Kempodium (Kempten): Förderung von Eigenarbeit und Entfaltung handwerklicher und sozialer Fähigkeiten

MachWerk (München): Eigentätigkeiten im gestalterischen und künstlerischen Bereich und Treffpunkt

MANU (Bozen): Gestalterische Möglichkeiten für alle, es geht nicht nur ums handwerkliche Arbeiten, sondern auch um seine sozialen, kulturellen und gesundheitlichen Dimensionen

Messewerkstadt Riem (München): Förderung von Bildung und Kunst, Ermöglichung künstlerischer und gestalterischer Möglichkeiten, kreative Freizeitbeschäftigung

Unternehmen Chance (Lindau): Soziales Beschäftigungsprojekt

Illenau-Werkstätten (Achern): Erprobung handwerklicher, technischer und künstlerischer Fähigkeiten, Entfaltung kreativer Kräfte, Referenzpunkt: eine zunehmend virtuelle Welt

HEi (München): Eigenarbeit und sozialer Treffpunkt

Werkhaus Potsdam: Konzept der Eigenarbeit bekanntmachen, Referenzpunkt: Gemeinsames Wohnen und Arbeiten

SiebDruckwerkstatt SDW-Neukölln (Berlin): Schulprojekt und Treffpunkt im Stadtteil

KunstStoffe (Berlin-Pankow): Nachhaltige Verwendung wiederverwertbarer Rohstoffe, unterstützt lokales Kulturschaffen und trägt zur Abfallvermeidung bei, fungiert als Netzwerk und Kompetenzzentrum nachhaltiger Kulturentwicklung

und um mehr Autonomie in der persönlichen Lebensführung geht, aber dahinter steht nicht unbedingt ein alternativer Gesellschaftsentwurf.

Das Selbermachen als solches erhält aktuell Impulse weniger aus einer theoretischen Diskussion um die Bedeutung und Definition von Arbeitsbegriffen. Die neue Lust am Selbermachen speist sich in erster Linie aus der Kritik am Massenkonsum, aus Spaß am Selbstausdruck, aus dem Bedürfnis, handfeste Gegenwelten zur virtuellen Computerwelt zu schaffen. Die ProtagonistInnen der Bewegung haben keine Berührungsängste in Richtung Erwerbssphäre. Im Gegenteil, angesichts unsicherer gewordener Berufsbiografien geht es auch wieder darum, alternative Erwerbsmöglichkeiten aufzuspüren. Mischformen von Erwerb und Eigenarbeit sind z. B. in kleinen Läden und Werkstätten zu beobachten. In manchen bürgerschaftlich organisierten Häusern nutzen die ehrenamtlichen MitarbeiterInnen die Offenen Werkstätten in ihrer »Freizeit« für ihre eigenen professionellen Projekte. DesignstudentInnen schneiden sich und ihren FreundInnen ihre Klamotten selbst, gehen damit aber auch gerne einmal in Kleinserie. Es herrscht allgemein die Überzeugung, dass es andere Märkte, anderen Konsum geben kann und dass man es als »ProsumentIn« oder »KonduzentIn« in der Hand hat, entsprechende Veränderungen zu bewirken.

Im Kontext der »Neuen Selbständigen« werden Begriffe bemüht, die einem aus der Diskussion um die Eigenarbeit bekannt vorkommen. Hier ist auch von Selbstverwirklichung, Kreativität, Eigenverantwortung u. Ä. die Rede, es heißt, die Grenzen zwischen Produzent und Konsument würden fließend. Die entsprechenden Pioniere sprechen von eigenständiger Selbständigkeit statt fremdbestimmter Lohnarbeit. Und sie verbinden mit ihrem Plädoyer fürs Selbermachen durchaus auch die Vision einer anderen Ökonomie, einer Ökonomie der »Marke Eigenbau«. Sie wäre eine kleinteilig strukturierte und dennoch global vernetzte Ökonomie: jenseits der Massenproduktion, wo sich KonsumentInnen für die Herkunft der Produkte interessieren bzw. Einfluss auf sie nehmen. Tüftler, Hobbybastler, Künstler, Kunsthandwerker, Computerfreaks, Gründer, politische AktivistInnen, bürgerschaftlich Engagierte, sie alle sind an der Revolution des Selbermachens, der Eigeninitiative und der Selbstorganisation beteiligt, die die Landschaft der Organisationen und die Wirtschaftsstruktur grundlegend verändern wird, prognostizieren jedenfalls Holm Friebe und Thomas Ramge (2008)¹³.

Diese neuen Ansätze und Entwicklungen bergen zweifellos Gefahren (von der Selbstausbeutung über den Selbstbetrug bis hin zur Einpassung in neoliberale Vorgaben), aber sie sind auch interessant. Es braucht neben nicht-kommerziellen Räumen auch andere Formen von Erwerbsmöglichkeiten. Zukünftig wird es gerade darum gehen, die Dinge des täglichen Gebrauchs, die lebensnotwendigen Dinge, dem globalisierten Markt zu entziehen und auf regionalen Märkten zu tauschen. Auf die Dauer müssen eine subsistenzorientierte Erwerbsarbeit und ein subsistenzorientierter Markt her, wenn Ökonomie und Gesellschaft sich in eine nachhaltige, zukunftsfähige Richtung entwickeln sollen.

Offene Werkstätten können dazu einen Beitrag leisten bzw. tun es bereits. Eigenarbeit und Selbstversorgungskompetenz zu stärken, wird angesichts der neuen Entwicklungen in der Erwerbsarbeit nicht obsolet. Im Gegenteil, Beitragen statt Tauschen, marktfreie Güter, neue Allmenden schaffen, Ressourcen kollektiv nutzen, sind Themen, die hier eine entscheidende Rolle spielen. Egal, ob sich Offene Werkstätten wie KunstStoffe in Berlin explizit in den Open Source Kontext einordnen und durch ihr Engagement »marktfreie«, allen zugängliche Güter schaffen wollen, oder ob sie sich wie das Kempodium für die Regionalvermarktung stark machen, ob sie wie die Messewerkstadt mit ihrer Initiative Stadtteilgestaltung betreiben oder sich um Integration bemühen, von sozial benachteiligten Jugendlichen, älteren Arbeitslosen, Behinderten, wie in den Illenau-Werkstätten, dem Unternehmen Chance, dem Werkhaus Potsdam, der Siebdruckwerkstatt SDW-Neukölln etc., immer schaffen sie auch Anknüpfungspunkte für eine andere wirtschaftliche und gesellschaftliche Praxis, konterkarieren sie Markt- und Konsumlogik, schaffen sie Raum für eine stärkere Subsistenzorientierung.

¹³ Friebe, Holm/ Ramge, Thomas (2008), Marke Eigenbau. Der Aufstand der Massen gegen die Massenproduktion, Frankfurt/New York: Campus